

## Schwerpunkt: Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit

DOI 10.1515/dzph-2016-0004

Vertrauen ist ein nahezu allgegenwärtiges Phänomen, das in zahllosen Kontexten unseres Lebens eine wichtige Rolle spielt. Wir vertrauen unseren Freunden, Lebenspartnern und Familienmitgliedern, und dieses Vertrauen scheint etwas zu sein, das diese Beziehungsformen zum Teil konstituiert. Gleichzeitig erstreckt sich Vertrauen aber auch über den Bereich der Nahbeziehungen, die wir führen, hinaus. So ist es auch ein Thema zwischen Ärztinnen und Patienten, zwischen Wahlbürgerinnen und Regierungsvertretern, Professorinnen und Studierenden, Journalisten und Leserinnen oder – um ein etwas banaleres Beispiel zu geben – zwischen Restaurantbesitzern und Stammgästen. Angesichts der Rolle, die Vertrauen in unserem Leben spielt, ist es nicht verwunderlich, dass es – wenn auch relativ spät – zum Gegenstand der philosophischen Forschung geworden ist. Im Rahmen der philosophischen Beschäftigung mit Vertrauen lassen sich drei miteinander zusammenhängende Fragenkomplexe ausmachen.

(1) Erstens kann danach gefragt werden, worum es sich bei Vertrauen überhaupt handelt. Die Philosophie kann hier wichtige begriffsklärende Arbeit leisten, etwa indem in Anschluss an Baier auf den Unterschied zwischen Vertrauen und bloßem Sich-Verlassen aufmerksam gemacht wird:<sup>1</sup> Ich kann mich auf unbelebte Objekte wie etwa mein Fahrrad verlassen, vertrauen kann ich hingegen nur Personen. Auch im Hinblick auf Personen kann ich mich allerdings auf die abgeschwächte Weise verlassen, die bei Werkzeugen oder Lebewesen, die keine Personen sind, einschlägig ist – etwa wenn ich denke, dass eine Person etwas tun wird, weil sie auf eine bestimmte Weise manipuliert wurde oder unter Hypnose steht. Wenn dies stimmt, dann muss geklärt werden, was es genau ist, das den Unterschied zwischen Fällen, in denen ich einer Person vertraue, und Fällen, in denen ich mich lediglich auf sie verlasse, ausmacht. Im Rahmen dieser Explikation kann dann dafür argumentiert werden, dass es sich bei Vertrauen um einen bestimmten mentalen Zustand – etwa einen kognitiven oder einen nicht-kognitiven mentalen Zustand – mit einem spezifischen Gehalt handelt. Neben dem Unterschied zwischen Vertrauen und Sich-Verlassen kann im Zuge dieser Diskussion noch auf einer Reihe weiterer ‚Begriffs-

---

<sup>1</sup> Vgl. Baier (1986). Der Text von Baier kann als der Anfangspunkt der bis heute geführten philosophischen Debatte zum Thema ‚Vertrauen‘ betrachtet werden. Die hier eingeführte Unterscheidung zwischen Vertrauen und Sich-Verlassen hat auf die eine oder andere Weise in den meisten der in dieser Debatte vertretenen Positionen Einzug gehalten.

intuitionen‘ Bezug genommen werden – z. B. auf die Intuitionen, dass man sich zu Vertrauen entscheiden kann, dass Vertrauen besonders resistent gegenüber gegen-teiliger Evidenz ist oder immer auf Gegenseitigkeit beruht.

(2) Der zweite philosophisch interessante Fragenkomplex betrifft die Frage nach dem Wert von Vertrauen. Dass Vertrauen *irgendwie* wertvoll ist, scheint so offensichtlich zu sein, dass es beinahe keiner weiteren Rechtfertigung bedarf. Die meisten von uns würden auch bereitwillig zugeben, dass sie sich ein Leben ohne Vertrauen gar nicht vorstellen könnten. Worin aber der Wert von Vertrauen genau besteht, und um welche Art von Wert es sich handelt, sind Fragen, die einer eigenständigen philoso-phischen Behandlung bedürfen. Am einfachsten ist in diesem Zusammenhang der Beitrag auszuweisen, den Vertrauen im Rahmen von im weitesten Sinne kooperati-ven Unternehmungen leistet. Wir schätzen Vertrauen, weil es uns ermöglicht, Ziele zu erreichen, die wir oft nicht – oder jedenfalls nicht zu akzeptablen Bedingungen – erreichen könnten, wenn wir auf uns alleine gestellt wären, und zwar ohne dass wir zusätzliche Ressourcen in die Überwachung und Manipulation der Personen stecken müssen, von denen wir abhängen: Nicht jeder von uns kann die eigenen Brötchen backen, alleine einen Umzug durchführen oder immer auf das eigene Kind aufpassen; entsprechend wichtig ist es, wenn wir den Bäckern, bei denen wir einkaufen, den Freunden, die uns bei Umzügen helfen, oder den Babysittern, in deren Obhut wir unsere Kinder geben, vertrauen können. Als schwieriger zu fassen erweist sich der Wert, der Vertrauen dadurch zukommt, dass es uns hilft oder mög-licherweise sogar dafür notwendig ist, komplexere Güter zu realisieren. Hier kann etwa darauf reflektiert werden, welche Rolle Vertrauen für Liebe oder Freundschaft spielt, welchen Beitrag es beim Erlangen bzw. der Rechtfertigung von Wissen leistet oder welchen Stellenwert es für demokratische Regierungssysteme hat. Gerade in solchen Zusammenhängen stellt sich die Frage, ob der Wert von Vertrauen mögli-cherweise mehr als einen nur instrumentellen Charakter hat.

(3) Schließlich lässt sich fragen, was Gründe für Vertrauen sind. Diese Frage ist insofern besonders wichtig, als wir in Situationen, in denen wir anderen Personen vertrauen, oft mit Unsicherheiten konfrontiert sind, die Vertrauen zu einem gefährlichen Unterfangen machen – nicht nur für uns selbst, sondern nicht selten auch für Personen, die uns besonders am Herzen liegen. Wenn Vertrauen manchmal gefährlich ist, dann sollten wir besser auf eine angemessene Weise vertrauen. Will man aber den Unterschied zwischen angemessenem bzw. gerecht-fertigtem und ‚blindem‘ Vertrauen bestimmen, muss man die Frage stellen, wann eine Person Grund hat, einer anderen Person zu vertrauen. Die einfachste und besonders naheliegende Antwort auf diese Frage besteht in dem Hinweis darauf, dass eine Person einen Grund hat, einer anderen Person zu vertrauen, wenn diese Person vertrauenswürdig ist. Leider ist mit diesem Hinweis noch nicht sehr viel gewonnen, solange man nicht mehr dazu sagen kann, worin Vertrauenswür-

digkeit besteht. Um für ein bestimmtes Kriterium für Vertrauenswürdigkeit zu argumentieren, empfehlen sich in diesem Zusammenhang Strategien, die bereits im Zusammenhang mit der Frage danach, was Vertrauen ist, angedeutet wurden. So kann sich eine Bestimmung von Vertrauenswürdigkeit etwa an dem Kontrast zwischen Vertrauenswürdigkeit und Verlässlichkeit orientieren.

In der philosophischen Debatte zum Thema des Vertrauens ist die Tendenz auszumachen, ein besonderes Augenmerk auf (1), die Frage danach, was Vertrauen ist, zu legen, und die Fragen nach dem Wert von Vertrauen und den Gründen, die es dafür gibt, *en passant* zu behandeln. In gewisser Weise ist dieses Vorgehen auch verständlich. Immerhin – so mag man denken – lassen sich sowohl die Frage nach dem Wert von Vertrauen als auch die Frage danach, unter welchen Bedingungen es angemessen oder rational ist, nicht beantworten, ohne dass man weiß, worum es sich bei Vertrauen überhaupt handelt. Gemäß dieser Auffassung genießt der Fragenkomplex (1) eine gewisse Priorität, so dass etwa zunächst darüber gestritten werden sollte, ob Vertrauen eher eine spezielle Überzeugung oder ein affektiver Zustand ist, bevor man dann zu der Frage nach den Angemessenheits- bzw. Rechtfertigungsbedingungen von Vertrauen übergeht, für die es entscheidend erscheint, welche Antwort man auf die Frage gegeben hat, mit welcher Art von mentalem Zustand Vertrauen zu identifizieren ist.

In der letzten Zeit finden sich aber auch Arbeiten, die dieses allzu starre Vorgehen aufzubrechen versuchen. So macht etwa Karen Jones, eine wichtige Protagonistin der Vertrauensdebatte, in ihren jüngeren Beiträgen darauf aufmerksam, dass eine Theorie des Vertrauens nur dann methodologisch auf sicherem Boden steht, wenn sie die normativen Begriffe des Vertrauens und der Vertrauenswürdigkeit *gleichermaßen* zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen macht:

Our theory of trust must mesh with our theory of trustworthiness and vice versa because the two stand to each other in the normative relation of ‚fit.‘ Trust is a fitting response to trustworthiness, and the trustworthy are fit objects of our trust. It is in trust that trustworthiness receives uptake and recognition. This principle grounds the methodology of working the problem now from one end, and then the other, as we use constraints coming from an account of trustworthiness to flesh out an account of trust and vice versa.<sup>2</sup>

Das von Jones vorgeschlagene Vorgehen widerspricht demnach der skizzierten Behauptung, nach der die Beantwortung der Frage danach, was Vertrauen ist, in irgendeiner Weise Priorität vor der Frage nach Gründen für Vertrauen bzw. Vertrauenswürdigkeit genießt. Wenn wir eine angemessene Theorie des Vertrauens

<sup>2</sup> Jones (2010), 68; vgl. auch dies. (2012).

vorlegen wollen, so Jones' Idee, dann fahren wir besser mit einer Strategie, die einmal bei Vertrauenswürdigkeit, einmal beim Begriff des Vertrauens ihren Ausgangspunkt nimmt, um in den Blick zu bekommen, welche Einschränkungen ein angemessenes Verständnis des einen Begriffs für den jeweils anderen impliziert. So könnte es etwa sein, dass wir über den Kontrast zwischen Vertrauenswürdigkeit und Verlässlichkeit zu anderen oder subtileren Einsichten im Hinblick auf den Begriff des Vertrauens gelangen, als wenn wir uns unabhängig von Vertrauenswürdigkeit Gedanken über diesen Begriff machten. Eine analoge methodologische Neuorientierung lässt sich auch für den Zusammenhang der Fragenkomplexe (2) und (1) einfordern. Die Idee wäre hier, dass es nur wenig fruchtbar ist, eine Bestimmung von Vertrauen vorlegen zu wollen, die nicht schon explizit zum Thema macht, welchen Wert und welche praktische Interessen wir mit Vertrauen verbinden. Auch hier ließe sich argumentieren, dass eine angemessene Vertrauentheorie sich ‚von zwei Seiten her‘ ihrem Gegenstand nähern muss – von der Frage nach Vertrauen einerseits und von der Frage nach den begrifflichen Verbindungen, in denen Vertrauen zu anderen Gütern wie Kooperation, Wissen oder Freundschaft steht, andererseits.

In gewisser Weise lassen sich die drei Beiträge des vorliegenden Forschungsschwerpunkts allesamt dem Geist dieser methodologischen Neuausrichtung der Vertrauensdebatte zuordnen. Den Anfang macht hierbei *Ursula Renz*, die in ihrem Beitrag eine wichtige Facette des Fragenkomplexes (2) in den Blick nimmt, indem sie der Frage nachgeht, welche Rolle Vertrauen in epistemischen Prozessen spielt. Die These, für die sie argumentiert, unterscheidet sich hierbei deutlich von den zentralen Thesen der Ansätze, die im Rahmen der *Testimony*-Debatte den Vertrauensbegriff fruchtbar zu machen versuchen: Vertrauen sei nicht relevant für die Rechtfertigung unserer Überzeugungen, so Renz, sondern es komme ins Spiel, noch bevor die Rechtfertigungsfrage gestellt werden kann, indem es – als Vertrauen in sich selbst – die Bedingung dafür darstelle, dass wir überhaupt Subjekte von Überzeugungen werden können. Ausgehend von dieser These untersucht Renz die Funktionen, die Vertrauen haben muss, um diesen epistemischen Beitrag zu leisten, und bindet diese Erkenntnisse an die ‚ontologische‘ Frage nach dem Wesen von Vertrauen zurück, indem sie unter anderem dafür argumentiert, dass Vertrauen nicht zwingend in zweitpersonale Relationen münden muss. Vertrauen lässt sich Renz zufolge zwar als Bedingung der Möglichkeit, ‚sich seines eigenen Verstandes zu bedienen‘, verstehen; dies impliziert aber ihrer Auffassung nach keinesfalls, dass ein Entzug von Vertrauen niemals gerechtfertigt sein kann: Dieser Schluss sei nicht zwingend, solange man die transzendentalphilosophische Ebene von der normativen trenne.

Der enge begriffliche Zusammenhang zwischen Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit, den Jones' methodologische Reflexion suggeriert, steht im Mittel-

punkt des Beitrags von *Hans Bernhard Schmid*, der sich zunächst kritisch mit der These auseinandersetzt, nach der sich der intentionale Modus von Vertrauen über das spezifische formale Objekt der Vertrauenswürdigkeit bestimmen lässt. Die zentrale Rolle spielt hier die Idee, dass Vertrauen nicht nur ein besonderer affektiver Zustand ist, sondern darüber hinaus eine effektive Erwartung impliziert, die motivierend auf die Person, der vertraut wird, einwirkt. Sollte diese Idee relevant dafür sein, wie Vertrauen innerhalb der Taxonomie intentionaler Zustände verortet wird bzw. welche Adäquatheitsbedingungen für Vertrauen zu formulieren sind, dann muss expliziert werden, was es an der Erwartung der vertrauenden Person ist, das der Person, der vertraut wird, überhaupt einen Handlungsgrund gibt. Schmid diskutiert in diesem Zusammenhang einen Vorschlag, demzufolge die Lösung des Problems darin besteht, Vertrauenswürdigkeit als soziale Statusfunktion zu verstehen, und er argumentiert, dass Vertrauen als spezifische Form intentionaler Einstellung im Rahmen dieser Interpretation überflüssig würde.

Eine zum Teil entgegengesetzte Argumentationsrichtung schlägt *Christian Budnik* ein, der in seinem Beitrag zunächst darauf hinweist, dass es zwei konkurrierende Modelle dafür gibt, wie man die Redeweise von Gründen für Vertrauen verstehen kann – ein Modell, das diese Gründe von der Vertrauenswürdigkeit der Person, der vertraut wird, abhängig macht, und ein Modell, das sie von Vertrauenswürdigkeit abkoppelt. Budnik plädiert zunächst für die Plausibilität des ersten Modells gegenüber dem zweiten, unternimmt allerdings in der Folge den Versuch, auf ein spezifisches Problem hinzuweisen, das sich mit der Strategie verbindet, Kriterien für Vertrauenswürdigkeit zu formulieren. Bestandteil dieser Strategie ist eine Annahme, derzufolge Vertrauenswürdigkeit immer auch die Kompetenz impliziert, sich so zu verhalten, wie es die vertrauende Person von einem erwartet. Diese Annahme, so das Argumentationsziel des Textes, drücke allerdings keine notwendige Bedingung für Vertrauen oder Vertrauenswürdigkeit aus; sie fallen zu lassen, eröffne dagegen neue Perspektiven auf Vertrauensatheorien und soziale Kontexte, in denen der Begriff der Vertrauenswürdigkeit zentral zur Anwendung kommt.

## Literatur

- Baier, Annette (1986), Trust and Antitrust, in: *Ethics* 96, 231–260.  
 Jones, Karen (2010), Counting On One Another, in: Grøn, A., u. Welz, C. (Hg.), *Trust, Sociality, Selfhood*, Tübingen, 67–82.  
 Jones, Karen (2012), Trustworthiness, in: *Ethics* 123, 61–85.

---

**Christian Budnik**, Bern, christian.budnik@philo.unibe.ch